

Hoffen auf Mertavik

Die Erderwärmung bedroht Alaskas Küstendörfer. Die Leute in der kleinen Siedlung Newtok beschlossen schon vor zwanzig Jahren umzuziehen. Aber sie sitzen immer noch fest. Weil sie nicht nur gegen den Untergang kämpfen. Sondern auch gegeneinander

Text: Martin Theis Fotos: Sascha Montag





Zu den Nachbarn geht Maria Fairbanks über Holzplanken, die liegen überall im Dorf. Aber sie verrotten immer schneller, seit der Permafrostboden taut

Durch das Küchenfenster kann Maria Fairbanks den Fluss sehen, der ihr Dorf verschlingen wird. Im Augenblick ist der Ninglik ein ruhiger, kilometerbreiter Strom, auf dem die Männer in Motorbooten nach Silberlachsen fischen und Robben jagen. Doch bei Sturmflut tritt er über die Ufer und rüttelt an den Pfählen, auf denen sie ihre Hütten errichtet haben. „Das Wasser steigt uns dann schon bis zur Türschwelle", sagt die 72-jährige Maria, eine kleine, geschäftige Frau mit grauem Kurzhaarschnitt. Mit ihrem halbmondförmigen Eskimomesser zerteilt sie einen Brocken Elchfleisch. „Es wird immer beängstigender hier."

Newtok, im Yukon-Kuskokwim-Delta an Alaskas Westküste: Rund 400 Eskimos vom Volk der Yupik leben in der Tundra, einer weiten Landschaft aus blaugrünen Tümpeln, Sümpfen und Flüssen. Während Donald Trump, Präsident der Vereinigten Staaten, vom Klimawandel nichts wissen will, wird Newtok bereits von dessen Folgen zerstört: Steigende Temperaturen verwandeln den Dauerfrostboden in Morast. Der Ninglik schwillt an, unterspült die Küste und reißt die Erde mit sich. An Alaskas Küsten sind 180 Dörfer vom Untergang bedroht.

Maria wirft sich eine Regenjacke über ihren roten Blümchenkittel und tritt mit uns vor die Hütte. „Früher war der Fluss dort hinten am Horizont gerade so zu erkennen. Jetzt hat er unser Dorf erreicht." Sie schiebt sich einen Batzen Kautabak unter die Oberlippe. „Wenn nichts geschieht, stürzen in diesem Jahr die ersten Häuser ins Wasser." Wir machen uns mit ihr auf den Weg zu einem der beiden Dorfläden, die einmal im Monat mit einem Propellerflugzeug beliefert werden.

Lange Holzstege verbinden die Häuschen, in denen Großfamilien auf engstem Raum leben. Wer abseits der Stege läuft, versinkt mit dem Fuß im aufgeweichten Boden. Auf Räucherschuppen liegen Elchköpfe und Felle von Moschusochsen zum Trocknen. Im Sumpfgras rosten Schneemobilwracks. Maria balanciert in Gummistiefeln über verwitterte Planken, die schon halb unter Wasser stehen und bald wieder erneuert werden müssen.

Vom globalen Klimawandel hat sie noch nie gehört. Doch über Jahrzehnte hinweg hat sie beobachtet, wie sich das Land ihrer Ahnen veränderte. „Im Winter waren die Hütten oft so hoch eingeschneit, dass nur noch die Schornsteine herausragten. Das gibt es heute nicht mehr." Fischarten seien verschwunden, das Sumpfgras wachse immer höher. Und das Packeis, das die Küste bei Sturm vor Erosion schützte, halte nur noch wenige Winterwochen.

Die Bewohner Newtoks erkannten schon vor 20 Jahren, dass ihr Dorf nicht zu retten sein würde. Um nicht eines Tages in Notlagern der Großstadt Anchorage zu landen, stimmten sie ab: Auf dem hoch gelegenen, soliden Vulkangestein der Insel Nelson, zehn Kilometer flussaufwärts am anderen Ufer, wollten sie eine neue Siedlung gründen. Sie gaben ihr den Namen Mertavik – Ort, an dem die Quelle entspringt. Medien verbreiteten weltweit die Meldung von den ersten Klimaflüchtlingen. Doch nichts lief so, wie es sollte.

Newtoks Dilemma: Einerseits will der Staat nicht in eine Gemeinde investieren, die sich selbst aufgegeben hat und umsiedeln möchte. Doch andererseits ist keine Behörde autorisiert, den Umzug zu begleiten und zu finanzieren. Einen solchen Fall gab es nie zuvor in der Geschichte der USA. Anders als bei Tornados oder Flutwellen ist Katastrophenhilfe für die Folgen des Klimawandels nicht vorgesehen. Dass vor einigen Jahren auch noch ein politischer Machtkampf im Dorf ausbrach, macht die Sache nicht leichter. Bürgermeister und Dorfrat wurden 2012 aus dem Amt gejagt, die Gemeinde ist gespalten. Die Menschen in Newtok kämpfen nicht nur gegen den Untergang, sondern auch gegeneinander.

> *„Früher sah man den Fluss gerade so am Horizont. Jetzt hat er unser Dorf erreicht"*
>
> Maria Fairbanks

Der amtierende Bürgermeister Tom John eilt einen der Stege entlang, zu dem Blechhaus, in dem seine Verwaltung arbeitet. Die regennasse Baseballkappe hat der 60-Jährige tief ins Gesicht gezogen. Er trägt eine Schaufel, aus der Tasche seiner Jacke ragt eine Rohrzange. Gerade hat er den Wassertank der Dorfklinik repariert und aufgebockt. Sie versackt allmählich, wie alle Häuser Newtoks. Jetzt wartet in seinem Büro schon der Mechaniker. Er ist eingeflogen, um den schwächelnden Generator zu flicken, der das baufällige Dorf mit Strom versorgt. Das Benzin dafür lagert in durchgerosteten Tanks. Im Dorf gibt es kein fließend Wasser, die Entsorgung der Fäkalien ist nicht geregelt. Ihre sogenannten honey buckets – Honigeimer – kippen die Bewohner in den Fluss oder die Tümpel.

Der Druck auf den Bürgermeister steigt. „Baumaterial auf Schiffen nach Mertavik zu schaffen ist sehr aufwendig", sagt Tom John. „Die neue Siedlung wird deshalb etwa 140 Millionen Dollar kosten." Mit den ersten mühsam eingeworbenen Millionen konnten gerade fünf Häuser gebaut werden. „Jetzt brauchen wir mehr Straßen. Wir

Anzeige



IHR TESTAMENT FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Bedenken Sie Amnesty International in Ihrem Testament. Gestalten Sie eine Zukunft, in der jeder Mensch in Würde, Recht und Freiheit leben kann! Danke.

Bei Fragen stehen wir Ihnen gerne auch telefonisch unter folgender Nummer zur Verfügung: 030-420 248 354

☐ Bitte schicken Sie mir die Erbschaftsbroschüre „Freiheit ist ein Wert, der bleibt" kostenlos zu.

☐ Bitte schicken Sie mir Informationen über die Arbeit von Amnesty International kostenlos zu.

Vorname, Name

Straße

PLZ, Ort

Telefon / E-Mail

Bitte einsenden an Amnesty International, Zinnowitzer Str. 8, 10115 Berlin bzw. per Fax an 030-420 248 321 oder mailen Sie an testament@amnesty.de.

schaffen Steinbrecher dorthin, die dafür Kies produzieren." Er rollt einen Bauplan auf seinem Schreibtisch aus.

Darauf eingezeichnet ist der Sehnsuchtsort Mertavik: moderne Ökohäuser, Wasserleitungen, eine Klärgrube, ein Gemeindezentrum und ein Schwimmbecken, das im Winter als Schlittschuhbahn dienen könnte. „Die Aussicht von dort oben ist im Sommer wunderschön", sagt Tom John. „Ich konnte mir nicht vorstellen, jemals umzuziehen. Jetzt kann ich es kaum erwarten."

Das Haus, das zuletzt fertig wurde, soll Maria Fairbanks gehören. Sie könnte jederzeit einziehen. „Aber was soll ich dort, ohne meine Lieben?", sagt Maria. Sie spuckt Kautabak in einen Pappkarton. Risse im Boden ihres Wohnzimmers hat sie mit Panzertape überklebt, die Wände sind dicht mit Familienfotos getäfelt. Ihr Mann lebt nicht mehr, mit ihm hatte sie sechs Kinder. Fünf weitere adoptierten sie, was bei den Yupik nicht unüblich ist. Heute hat sie schon vierzehn Enkel. >







Das Flussufer fällt in sich zusammen. Für die Kinder egal: was für eine fantastische Rutsche!









Bürgermeister Tom John ist seit April verschollen. Süßigkeiten im Laden sind teuer – und umso begehrter. Maria und ihre Familie; Enkel Bernhard hat letztes Jahr mit seinem Vater einen Elch gejagt



Auf der anderen Seite des Flusses stehen die ersten Häuser des neuen Ortes, hoch und trocken und seit Jahren leer. Weitere Häuser sind geplant, aber es geht nicht voran

Solange es in Mertavik keine Schule gibt, können die Kinder nicht dorthin ziehen. An einem Ort wiederum, an dem nicht mindestens zehn Kinder wohnen, baut die US-Regierung keine Schule. Immer wieder fallen die Bewohner Newtoks durch die Maschen eines Systems, das ihre Misere erst verursacht hat. „Die Yupik leben auf diesem Land seit dreitausend Jahren“, sagt Maria Fairbanks. Sie kramt aus einem Schrank Relikte ihres vergangenen Lebens hervor: Stiefel aus gegerbtem Robbenleder, einen selbst genähten Mantel mit Fellkapuze. „Wir waren Nomaden. Umziehen war für uns nie ein Problem.“

Bis in die 50er Jahre lebte Maria mit ihren Eltern gemäß der Tradition ihres Volkes. Die Yupik schliefen in Lehm-Iglus, überwinterten in kleinen Gemeinschaften und im Sommer zog jede Familie in eigene Jagdgründe. „Als die Weißen kamen, änderte sich alles“, sagt Maria. Die US-Regierung führte auch für Alaskas Ureinwohner die Schulpflicht ein. Sie mussten ihr bisheriges Leben hinter sich lassen und an einen Ort ziehen, den die Regierung bebauen und mit ihren Schiffen erreichen konnte. Um die neue Schule herum entstand Newtok.

Marias Funkgerät knarzt, eine Frauenstimme meldet sich in der Sprache der Yupik. „Maria, bist du da?“ Es ist ihre beste Freundin, die ebenfalls Maria heißt. Sie gehört zu der Handvoll Leute, die im Sommer in Mertavik wohnt: drei alte Ehepaare, die ohne Strom und Heizung auskommen müssen und deshalb in Newtok überwintern. „Kommst du uns heute besuchen?“, tönt es aus dem Lautsprecher. Maria schaut aus dem Küchenfenster und hält inne. „Die Wellen sind heute zu hoch“, sagt sie, „ich hoffe, es klappt morgen.“

Auch wir wollen Mertavik sehen. Zehn Tage lang suchen wir vergeblich nach jemandem, der uns in seinem Motorboot über den Ninglik auf die Insel Nelson bringt. Die Yupik sind misstrauisch gegenüber Fremden. Viele wollen erst gar nicht mit uns sprechen. Andere wiederum sagen uns die Überfahrt freundlich zu und sind am nächsten Tag wie ausgewechselt. Keine Zeit, heißt es dann, oder der Wind sei zu stark. Wir können die Vulkanberge am Horizont sehen, die Fahrt dauert nur eine halbe Stunde. Doch die neue Siedlung scheint unerreichbar für uns.

Wir haben unser Lager – 100 Dollar pro Nacht – in der Schulbibliothek aufgeschlagen. Von unseren Feldbetten aus beobachten wir den Wellengang, als Rektor Grant Kashatok plötzlich den Raum betritt. Der kräftige, grauhaarige Yupik-Mann mit dem rundlichen Gesicht ist ein stiller Beobachter des Dorfgeschehens. Er selbst, mit seinem Masterabschluss aus der Großstadt, wirkt wie ein Außenseiter. „Ich weiß, warum sich die Leute vor euch in Acht nehmen“, sagt Grant mit gerunzelter Stirn. „Sie haben Angst, dass ihr die falschen Fragen stellt. Zu dem Streit, der das Dorf spaltet.“

> *„Die Leute fürchten, dass ihr die falschen Fragen stellt“*
>
> Grant Kashatok

Vor einigen Jahren verschwanden in Newtoks kleiner Verwaltung 300000 Dollar staatliche Hilfsgelder – und der Dorfrat weigerte sich, die Finanzen offenzulegen. „Der ehemalige Bürgermeister hat den zweiten der beiden Dorfläden eröffnet“, sagt Grant und lächelt wie eine Buddhastatue. „Woher er das Startkapital hat, könnt ihr euch selber denken.“

Obwohl die alte Clique praktisch nichts mehr zu melden hat, tagt sie wöchentlich weiter und verfasst Resolutionen,

mit denen sie die Wände ihrer Versammlungshütte pflastert. Dass die Behörden Alaskas lange nicht klären konnten, wer in Newtok eigentlich regiert, hat den Umzug um Jahre verzögert. Ein Ausschuss des Innenministeriums gab schließlich dem neuen Dorfrat recht. „Es gibt Leute, die noch immer zum alten Bürgermeister halten", sagt Grant. „Sie wollen wieder an die Macht." Dann weist er uns den Weg zu dem Mann, der uns nach Mertavik bringen wird.

Der Dorfpolizist Kevin ist ein drahtiger Kerl mit zerzausten Haaren, der nachts streunende Kinder und Jugendliche zurück in ihre Hütten treibt und den in Newtok verbotenen Alkohol beschlagnahmt. Er lebt in einem windschiefen Bretterverschlag, nur einen Meter vom bröckelnden Ufer entfernt. Die Wellen des Ninglik überschlagen sich, Gischt spritzt an die Fensterscheibe, vor der eine Marihuanapflanze verkümmert. „Die Fahrt wird euch durchschütteln", sagt Kevin. Er hat vor zwei Tagen einen Silberlachs gefangen, doch das Öl für den rostigen

Anzeige



Herd ist ihm ausgegangen. Er braucht dringend etwas Geld. Also wirft er uns Fischerhosen zu und führt uns zu seinem Boot.

Wir fahren die zerfetzte Küste entlang, die etwa zwei Meter hoch aus den Wellen ragt. In der Mitte der dunkelbraunen Erde schmilzt eine weiße Eisschicht zu Rinnsalen: der Permafrost, der einst das ganze Jahr über gefroren blieb. Große Schollen Land drohen jeden Moment aus dem Ufer zu brechen. Überall rieselt Erde ins Wasser. „Bei Ebbe suchen wir hier nach Mammutstoßzähnen", ruft Kevin gegen den tosenden Fluss an. „Wir verkaufen sie für viel Geld an weiße Händler."

Nelson Island. Wir landen an einem Strand aus Gesteinsbrocken, ein Kiesweg führt eine Anhöhe hinauf. Dort stehen die Häuser. Am Wegrand liegen umgekippte Stapel großer Plastikplatten für den Straßenbau, daneben steht schräg ein Bulldozer mit geplatztem Reifen. Kevin war länger nicht hier. „Dieser Ort ist großartig!", ruft er. „Nirgends liegt Müll. Und schaut euch das Haus dort drüben an!"

Silbern glänzende Blechwände und ein rotes Dach: das Haus von Maria Fairbanks. Kevin rennt rings herum. Er streicht über die Metallpfähle, auf denen es errichtet wurde: „Drüben in Newtok sind die aus Holz. Die hier sind besser, an denen können die Käfer nicht hochlaufen." Mit Dreistufenschritten springt er die Treppe hoch zur Haustür und erklimmt die Brüstung. Durch ein Fenster schaut er nach innen. „Es hat Teppichboden und eine richtige Küche mit Gefriertruhe. Genau so ein Haus möchte ich auch haben." Dann klettert er ins Führerhäuschen des Bulldozers und kramt die Bedienungsanleitung aus dem Fußraum, als wolle er gleich weiterbauen.

Plötzlich erstarrt er: Ein alter Mann kommt den Hügel herunter, kräftige Statur, Holzfällerhemd, Baseballkappe. „Das ist nicht gut", sagt Kevin. Der Mann bleibt mit geballten Fäusten dicht vor uns stehen. Unseren Gruß erwidert er nicht. „Ihr habt hier nichts zu suchen! Verschwindet!" Kevin redet in der Sprache der Yupik leise an ihn heran. Der Mann beachtet ihn nicht. „Wer hierherkommen will, braucht meine Erlaubnis!" Dann dreht er sich um und geht.

Kevin will sofort die Insel verlassen. „Ich hätte euch nicht hierherbringen dürfen." Der Mann, Moses Carl, sei ein Freund seines verstorbenen Großvaters gewesen. Nicht umsonst habe er vom korrupten Exbürgermeister eines der ersten Häuser auf Mertavik bekommen. Er gehöre dem alten Dorfrat an und sehe sich als Präsident der neuen Siedlung. Kevin steigt ins Boot und startet den Motor. „Ich habe Angst, dass er seine Leute ruft."

Maria Fairbanks empfängt Kinder und Enkelkinder zum Abendessen. Sobald sie da sind, kann sie nicht still sitzen. Sie kocht Instantkaffee, backt Brötchen, serviert getrockneten Silberlachs. „Wie war es in Mertavik?", fragt sie. „Habt ihr mein schönes Haus gesehen?" Maria lauscht unserer Geschichte und runzelt die Stirn. „Wenn viel Wasser den Ninglik hinuntergeflossen ist, wird dieser Streit vergessen sein." Sie streicht ihrem dreijährigen Enkel Derrill über den Kopf. „Das Wichtigste ist, dass unsere Kinder bis dahin festen Boden unter den Füßen haben." Bevor sie zu essen beginnt, schlägt Maria ein Kreuz vor ihrer Brust, schließt die Augen und spricht ein leises Gebet.

Die Reporter waren schon abgereist aus Newtok, da verschwand Tom John, der Bürgermeister. Er war mit dem Kajak zur Robbenjagd hinausgefahren und ist bis heute nicht zurückgekehrt.

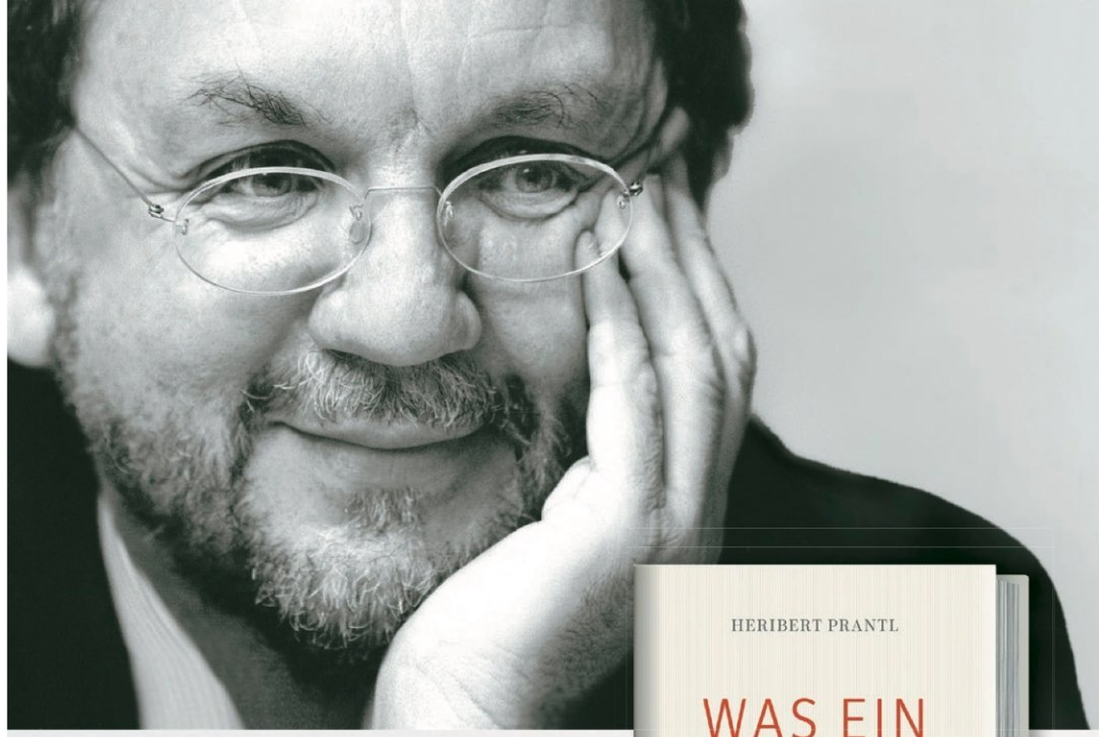


Martin Theis wurde in Newtok eine Suppe aus „Mousefood" serviert. Dafür graben Kinder nach Vorratskammern von Wühlmäusen und stibitzen daraus die süßlich würzigen Sumpfgraswurzeln.



Sascha Montag, erinnert sich überhaupt gern an die Kinder in Newtok. Waren die Erwachsenen eher verschlossen und hadernd, so waren die Kinder das genaue Gegenteil: freundlich, offen und sehr lebensfroh.

Die Recherche wurde ermöglicht durch das Kartographen-Mercator-Stipendium von Fleiß und Mut e.V.



Große Zwerge, kleine Riesen.

Entdecken Sie vierzig kleine und große Porträts von Personen der Zeitgeschichte, die Zeichen gesetzt haben.

Das Buch von Heribert Prantl, Leitartikler der SZ, handelt von Leuten, die glauben, dass sie nie gescheitert sind. Es handelt auch von Leuten, die von sich glauben, dass sie immer gescheitert sind – aber von Mal zu Mal besser.

Jeder einzelne Text ist eine Antwort auf die Frage, was denn ein Einzelner schon bewirken kann. Die Antwort lautet: ziemlich viel.

Was ein Einzelner vermag
Politische Zeitgeschichten
Von Heribert Prantl
416 Seiten | 24,90 €
Für SZ-Abonnenten 21,00 €



» Jetzt im Handel oder bestellen unter:
sz-shop.de 089 / 21 83 – 18 10

Seien Sie anspruchsvoll.
Süddeutsche Zeitung